

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 186.

Sonntag, 10. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Du hast recht, Martin“, erwiderte Frau Gina gerührt. „Wir wollen gut sein. Ich glaube, daß man hier gar nicht anders als gut sein kann! Schau den klaren See an, die blühenden Wiesen, die Unberührtheit der Berge — ist es nicht, als ob es hier weit und breit nichts Schlimmes geben könnte?“

„Au! Zum Teufel!“ schrie in diesem Augenblick Martin, dem es nicht völlig gelungen war, seine Aufmerksamkeit von der interessanten Beleuchtung ab und der wieder aufgenommenen Hantierung zuzuwenden. Er ließ die Axt fallen und führte die linke Hand, von der Blut tropfte, zum Mund. Gina schrie auf. Die Rehwichteln polterten zu Boden. „Schnell, laß dich verbinden! Wie gut, daß ich meine Hausapotheke mitgenommen habe!“ Aber es dauerte geraume Zeit, bis diese nützliche Sammlung im ganzen Hause gesucht und endlich unter einem zum Verbrennen bestimmten Haufen alter Zeitungen und Zigarrenkisten wiedergefunden war.

Martin mit einer von weißer Verbandsgaze bis zur Unformigkeit umwundenen Hand schied vorerst als Handwerker aus. Da Gina es nicht vertrug, Müßige zu sehen, schickte sie ihn zur Landstraße hinauf, wo er das Postauto erwarten und Gutrune und Frieder nebst der dicken Zenzi in Empfang nehmen sollte, die nicht mehr lange ausbleiben konnten. Schnell eilte sie dann wieder nach oben und spornte das Fannerl, das, sich mit einer Haarnadel am Kopf tragend, vor einem Spiegel stand, zu neuem Eifer an. „Schö!“ zischend lief eben in der Küche die Suppe über. Sie flog wieder die Treppe hinunter, schob schnell den Topf beiseite und hörte eben noch das Getöse, mit dem der schwere, rotbraune Postwagen an der Ecke des Waldes verschwand. Richtig kamen auch schon die Erwarteten den Wiesenweg herunter, und ihr Mutterherz schlug höher. Die dicke Zenzi im schönsten Sonntagsstaat, in der einen Hand eine große Hutkassette, führte an der anderen den sich widerwillig windenden Frieder. Dahinter schritt neben Martin und den Arm gärtlich in den des Vaters gelegt, die blonde Gutrune, adrett und sauber; „wie aus dem Ei gepeelt“, pflegte der ewig bewundernde Kurt zu sagen. Nun ja, der! Aber immerhin, wie brachte das Kind es nur fertig, immer so ordentlich auszusehen? Schuldbehaftet fuhr Gina über ihr zerzaustes Haar und riß sich die schmutzige Schürze ab, ehe sie hinauseilte, die Kinder mit Kuß und Umarmung zu begrüßen. „Wie geht es August?“ fragte sie dann.

„Sehr gut aufgehoben“, versicherte die Schwester. „Onkel Adalbert wird ihn bis zu den Ferien behalten und hat versprochen, streng zu sein. Er läßt übrigens grüßen. Auch Kurt und Onkel Mohr lassen ebenfalls grüßen. Aber wie hübsch es hier ist! Nicht wahr, Zenzi?“ wandte sie sich an die treue Dienerin, die gelangweilt beiseite stand und schon anfang, beleidigt aufzuschneipfen.

Gina beeilte sich, Veräumtes nachzuholen und schüttelte ihre biedere Rechte. „Es wird Ihnen schon gefallen“, versicherte sie, erweckte aber nur ein mitleidiges Lächeln. Zum Gefallen war für die Zenzi schon wirklich

gar nichts da: keine Leute, keine Kaufläden, kein Kino, nicht einmal ein rechtschaffener Bauernhof. Ein Glück, daß eben Herr Krähuber auf dem Plan erschien, der es im Interesse späterer Beziehungen für unerlässlich hielt, der Fräulein Köchin seine ergebenste Aufwartung zu machen. Ein Mann — wenn auch kein ganz junger mehr — das ließ die Lage weniger trostlos erscheinen. Und Zenzi lächelte wieder.

Es waren erst wenige Tage, seit Ginas schöpferischer Geist begonnen hatte, das Chaos zu gestalten, aber schon war man so weit, daß man auch einmal von seinem Werke verschmausen und fast alles sehr gut finden konnte. Besonders bei Gutrunes Ankunft zeigten die Dinge eine merkwürdige Neigung, sich geordnet aneinander zu fügen, was selbst ihre Mutter kopfschüttelnd anerkannte. Ohne jede Genialität, aber methodisch und gewissenhaft, nahm sie Stück für Stück ihrer Arbeit vor, und die dicke Zenzi, die bei Ginas sprunghafter Anordnungen schon beim Zuhören außer Atem kam, schruppte geduldig hinter ihr her, glücklich, daß sie ihrerseits ihre Weisheit an das demütig zu ihr aufblickende Fannerl weitergeben konnte.

Martin fand, er habe nun lange genug den Hausmeister, Dekorateur und Möbelpacker gespielt und kramte endlich seine Malgeräte aus. Er brannte darauf, noch am selbigen Tage ein gewisses Wiesenstückchen, auf das besonders reizvolle Abend Schatten fielen, im Bilde festzuhalten. Aber kaum hatte er diesen Plan gefaßt, als er sich schon in seiner Ausführung gehindert sah. Unter Pfeifen und Tuten hoppelte langsam und vorsichtig ein doppelbemanntes Motorrad den allmählich eintrocknenden, aber um so rauheren Wiesenpfad herab. Als er auf die Diele hinaustrat, um Näheres zu erkunden, kam die sonst so gelesene Gutrune schon wie ein Wirbelwind, den Vater nicht achtend, die Treppe herabgestürzt. Er wußte genug: der unvermeidliche Kurt! Das war nun einmal nicht anders, wenn man eine große Tochter im Hause hatte. Aber Kurt kam nicht allein, er hatte den alten Freund Mohr mitgebracht, der gleich ihm aufs höchste gespannt war, das „herrliche Landhaus“ sehen wollte.

„Früher hättet ihr ja nicht kommen dürfen!“ rief Frau Gina, ihre ersten Gäste begrüßend. „Aber seit gestern hat die Sache ein gewisses Ansehen. Kommt nur gleich mit, die Führung kann sofort beginnen“, und sie schwenkte ihren stattlichen Schlüsselbund.

„Ich bitte um dieses Zimmer“, rief Dr. Mohr, der neugierig die Speisekammer geöffnet hatte und nun die Vorräte musterte, die in Gestalt von Päckchen und Blechdosen auf Regalen standen oder als vielversprechende Büsche und Schinken von der Decke hingen.

„Bedaure, wird nicht vermietet“, erwiderte die Hausfrau lachend, schloß sorgfältig wieder ab und ging weiter. „Hier unten haben wir noch die Mädchenzimmer, dann mein kleines Privatkontor —“

„Darauf ist Gina besonders stolz“, erklärte Martin.

„Sie findet, daß es ein so geschäftstüchtiges Ansehen gibt.“

„Lache du nur“, antwortete sie. „Du wirst schon noch Respekt vor mir kriegen, wenn die Saison dem Ende zugeht und wir den Erfolg einmal überblicken können. — Aber nun kommt nach oben; das Speisezimmer und die Veranda steht ihr nachher sowieso!“ Anarrend bewegte sich der Festzug über die enge Treppe. Auf dem dunklen, unregelmäßig ausladenden Flur mündeten zahlreiche Türen. In den Zimmerchen roch es durchweg gut nach frischgeschauertem Holz, See und grüne Bäume grühten durch die weit offenen Fenster, an denen freundliche, helle Vorhänge wehten.

„Was ist denn das für eine Tür?“ fragte Mohr und zeigte auf eine abgeschrägte Ecke.

„Ja, denk' dir, hier fehlt der Schlüssel. Es kann aber nur eine kleine Kammer sein. Krähuber sagt, er habe sie auch früher nie offen gesehen.“

„Aha, das Geheimnis des Seehauses!“

„Ja, romantisch, nicht wahr? Na, egal. Es sind oben unter dem Dache noch Kammern genug.“

Mohr liebte es, Frau Gina zu necken. „Ich finde diese verschlossene Tür beunruhigend. Wer weiß, was sie verbirgt. Wie können Sie es über sich bringen, so gelassen an ihr vorüberzugehen?“

Erstens hatte ich noch gar keine Zeit für müßige Gedanken. Und dann bin ich wirklich kein bißchen neugierig. Was soll denn drin sein? Leere Flaschen vermutlich oder Zigarrenschachteln. Davon haben wir hier gerade genug wegschaffen müssen.“

„Es könnte aber doch sein, daß Ihr Vorgänger die lebenswürdige Gewohnheit gehabt hätte, seine Gemahlinnen anzubringen und die Spuren seiner Untaten hier zu verbergen; was meinen Sie dazu?“

„Daß ihr Juristen gräßlich mißtrauische Menschen seid. Ich weiß gar nichts von dem biedereren Herrn Rante; warum sollte ich ihn also verdächtigen? Die Menschen sind nicht so schlimm, wie ihr meint. Und jetzt muß ich nach dem Essen sehen, denn ihr werdet hungrig sein.“

Man saß auf der Altane über dem See und ließ es sich trefflich schmecken. Im Weidengebüsch zirpten junge Vögelchen, grüngoldene Wasserjungferchen kamen geschossen, die Wiesen standen in voller Blüte, dazu dufteten Kaffee und Zigaretten. Martin seufzte tief auf: „Schade!“

„Was denn?“

„Daß es nicht so bleiben kann. Mir graut vor den Gästen. Wenn nun diese Frau Ministerialdirektor auch noch kommt.“

„Erstens wissen wir noch gar nicht, ob sie kommt, denn vorderhand hat sie sich erst nach dem Preis erkundigt. Wenn sie aber kommt, um so besser. Gaedede — wissen Sie, wer das ist, Mohr? Der Mann, von dem es abhängt, ob wir Professor werden. Es ist wahrhaftig, als ob der Himmel selbst uns seine Frau hierher schickte, um freundliche Beziehungen anzubahnen. Und dann freue ich mich überhaupt, wenn noch jemand kommt. Die Gäste können sich dann viel eher allein unterhalten. Ich kann doch nicht auch dafür sorgen. Es ist so mühsam, sich den ganzen Tag um unbeschäftigte Menschen zu kümmern.“

„Danke“, sagte Mohr, der sich faul und genießerisch auf einer Bank ausgestreckt hatte und ins Blaue sah.

„Oh, mit Ihnen und Kurt werde ich schon fertig. Ich kommandiere einfach das Ganze an die Arbeit. Denkt Ihr, wir sind nur zum Faulenzen da?“

Kurt, ein sehr wohlzogener junger Mann, sprang dienstbeflissen auf und stellte sich zur Verfügung.

„Ich weiß schon ein Geschäft. Da ihr in einem Malerhause seid, helft uns einmal die Boote neu anstreichen. Krähuber hat heute früh die Farben gebracht. Wir ziehen die Badetrifots an und arbeiten dort am Ufer — nichts Besonderes als so ein Sonnenbad — und haben wir zu warm, so gehen wir einfach ins Wasser!“

Gina verstand es, ihr Korps zu befehligen. Bald war alles fleißig bei der Arbeit. Martin hatte das größte Boot, die ziemlich ramponierte aussehende „Nasjade“ in Angriff genommen, Dr. Mohr mühte sich, einem kleinen, von Wind und Wetter ausgebleichten und ausgedörrten „Mucki“ zu neuem Ansehen zu verhelfen, Kurt

und Gutrune pinfelten eifrig an einem recht erdenschweren und plump geratenen „Zeppelin“ und vertropften viel silbergraue Farbe, weil sie sich so viel in die Augen sehen mußten. Gina aber ging von einem zum anderen wie ein Meister in seinem Atelier, gab mit einem großen dicken Pinsel Korrekturen und suchte zu verhindern, daß Frieder die vermeintliche Marmelade aus den Farbtopfen naschte.

Aber auch dann wurde ihr heiß. „Pausen!“ rief sie den Arbeitenden zu, prüfte vom Bootssteg aus das weiche dunkle Wasser vorsichtig mit der Fußspitze und stürzte sich dann mit kühnem Sprung hinein. Die anderen folgten ihr nach, bald tummelten sich alle mit viel Geschrei im See und auf der Uferwiese und benahmen sich so kindisch, wie nur großstadtentronnene Erwachsene sein können. Dr. Mohr hatte eine große Gießkanne angeschleppt und verfolgte mit ihr Frau Hollwed, diese ergüßte freischend die Flucht, rannte um die Ecke des Hauses und prallte dort mit einer ältlichen Frauensperson zusammen, die einen Koffer aus Vulkanfaser neben sich, eifrig und andauernd am Eingang die Klingel zog. Vergebens, denn Frieder hatte in einem unbewachten Augenblick unter Aufgebot aller Kräfte mit Krähubers Gartenschere den Draht abgezwickelt.

„Ach, verzeihen Sie vielmals!“ entschuldigte sich die Fremde und verbeugte sich wiederholt, ehe Gina in ihrer Überraschung ihrerseits etwas sagen konnte.

Allmächtiger! Ein Gast — das bescheidene Fräulein — wie hieß sie doch gleich? Und sie wartete allem Anschein nach schon geraume Zeit auf Einlaß. Das Postauto war ja längst vorbei.

„Sie wollten doch erst übermorgen.“ forschte Gina und äraerte sich, daß dies so wenig höflich herauskam.

Ja, so hatte Fräulein Feldmeier wohl geschrieben, aber dann sich anders besonnen und nicht noch einmal mit einem Brief stören wollen.

Sie habe sich gedacht, ein Plätzchen für sie werde schon frei sein, sie brauche ja gar nichts und nehme mit allem vorlieb, versicherte sie unter neuen Verbeugungen wieder und wieder. Man möge sich doch durch ihre Anwesenheit gar nicht stören lassen!

Doch dies war nun bereits geschehen. Die anderen Haus- und Badegenossen hatten sich alle versammelt, standen triefend im Halbkreis, und wenn etwas dazu angetan war, ihnen das Mangelhafte ihrer Bekleidung in Erinnerung zu bringen, so war es die Erscheinung des Fräuleins, das bis unter das Kinn und bis an das Handgelenk in ein graues Reifelleid eingeknüpft war. Gina fand endlich die Worte wieder. „Es ist mir so peinlich, daß Sie so empfangen wurden. Hätten wir es gewußt, so wären wir natürlich jetzt nicht alle halbnackt.“

Fräulein Feldmeier wandte sich zur Entschuldigung wie ein Wurm. „Ich bin ganz untröstlich, wenn ich störe; wenn die Herrschaften wünschen, kann ich ja auch sofort meinen Badeanzug.“

„Um Gotteswillen!“ wehrte Martin ab, und auch Dr. Mohr schrak sichtlich zurück. Gina hatte glücklicherweise Zenzi herbeigerufen, die im voraus schnaufend das Kösserchen in Empfang nahm, dann riß sie rasch das nächstbeste Badetuch vom Zaun, drapierte sich damit möglichst schicklich und wies mit edlem Anstand dem unerwarteten Gäste den Weg in sein Gemach.

Ein Glück, daß dies schon bereit war: ein sehr winziges Gewiert neben der versperrten Kammer, das außer einem schmalen Bett und einem tannenen Wäschständer, den ein Vorhang zum Toilettentisch vervollständigte, nicht eben viel enthielt und nur durch einen rührend schönen Farbendruck mit blumengeschmückten, tanzenden Nymphen geziert war. Sei es, daß Martin recht gehabt, der unbekümmert um Ginas Protest diesen Wandschmuck hier untergebracht hatte, sei es, daß Fräulein Feldmeier eben wirklich die Bescheidenheit selbst und mit allem zufrieden war — jedenfalls bedankte sie sich mit Ergebenheit und fand alles entzückend, nachdem ihre behenden grauen Auglein rasch von der gesamten Situation Besitz ergriffen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lerche.

Aus der Aderscholle Braun, aus des Wiesentains
Atmendem Grün steigt sie, beschwingt im Flug,
Silbern umbraut vom Strahl blauwarmen Scheins,
Leichter gelöst, je höher die Sehnsucht sie trug.

Bald fern nur ein schwebender Tropfen im Sonnenraum,
Hinschwindend ins Blau; doch jubeltrillerndes Lied
Klingt von den Flügeln wie perlenglitzernder Schaum,
Der vom Himmel zur Erde leuchtende Fäden zieht.

Heinrich Heine.

Der Einzelne und der Viele.

Von Hans Joachim v. Goeb.

Der Viele ging gegen Abend zu dem Berge außerhalb der Stadt. Ihn hatte müde gemacht das Getriebe des Tages, das nicht mehr Tun war, sondern Sagen. Ihn hatten müde gemacht alle seine Umgebungen und es sehnte ihn zu verlassen, was ihn umgibt. Er entsann sich aus seiner verschütteten Kindheit dieses Berges, dessen Zugang ihm lang und mühevoll bisher erschienen war. Aber nach allen Vergleichen seiner letzten Jahre glaubte er diesen Weg gehen zu dürfen um seiner selbst willen.

Zu Beginn seines Wanderns schritt er weit aus wie auf einer Flucht. Nicht wendete er sich um zur verlassenem Stadt. Erst als er aus Dunst und Fäulnis getreten war, minderte er den Gang. Von dem Berge kam ein frisches Wehen, dem er sich hinhielt, daß es den falschen Grund seines Lebens aus ihm hinwegtrage. Während er so stand, überkam ihn in dieser Einsamkeit Furcht und die Angst eines Versäumnisses, das er beginge. Aber er entsann sich, daß seine Niederlassung in der Stadt zerschlagen war und alles, was eine Bindung noch hätte für ihn bedeuten können, von ihm zerrissen war in seinem letzten Jörn. Also gab es auch keine Versäumnisse mehr für ihn. Er atmete tief und lautete in sich hinein. Es war ihm, als habe er seinen Atem durch Jahre vergessen und in dieser Stunde erst gefunden. Dann wieder überkam ihn Zweifel an seinem Tun, denn er war aus dem Stadtein so sehr an die Frage nach einer Zweckmäßigkeit gewöhnt, daß er versucht wurde, auch in dieser Stunde Gleiches zu bedenken. Die Ursprünglichkeit seines Handelns aus dem inwendigen Befehl heraus war ihm verloren gegangen und so kam es ihm seltsam vor, sich auf diesem Wege zu finden. Für was sollte er in den Abend hineingehen und zu dem Berge? Fast wendete er schon den Fuß. Da geschah es, daß ein großer Vogel in seiner Nähe aufplattete und sich sah in den Himmel erhob. Als ob von diesem Flug und kühnen Schwung eine Kraft in ihn gekommen wäre, setzte er den zur Rückkehr bereiten Fuß vorwärts und schritt aus.

„Ich will frei sein wie dieser Vogel. Meine Flügel emportragen zur Höhe aus meiner Kraft, um meiner Notwendigkeit wegen.“

Mit diesem Spruch war ein Wille fundgetan und seinem Wege die Schwäche der Flucht genommen und die Bewußtheit der Wende gegeben. Dichter wurde zu seinen Seiten der Wald und die Dunkelheit tiefer. Es kamen auch Abzweigungen des Weges, daß er unsicher wurde, welches der rechte und zu dem Gipfel führende sein möchte. Daß es in Finsternissen Wegweiser doch gäbe, in die Höhe ragende, weit hinweisende! Zu viele kleine Weiser verwirrten und führten in die Irre. Es sollte aber ein Großer sein, zu dem man aufblicken müßte, der auf dem rechten Wege uns weist.

Solches denkend tat sich vor ihm eine Lichtung auf, die gerade hinreichte, eine kleine holzgefertigte Hütte zu fassen, um die ein Garten mit essbaren Gewächsen sorgfältig angelegt war. Dahinter wuchs weiter der Wald. Vor der Hütte stand der Einzelne. Groß und in Ruhe. Nichts an ihm deutete auf Überraschung, ein Erstaunen zu dem Kommenden hin. Der Viele hielt seinen Schritt an und seinen Blick dem Einzelnen entgegen. Das Schweigen war zwischen ihnen aufgebaut und dem Vielen bedachte das schmale Stück Erde, das ihn von dem Einzelnen trennte, schwerer und weiter zu beschreiten als der vorgenommene Weg. So unnahbar erhebt sich vor uns, mitten aus unserer Erde gewachsen, das Große.

Der Viele, aus den Städten gewöhnt, daß Größe ausgehrien und von Mund zu Mund gereicht werde, damit sie nicht wieder in ein Nichts zurückfalle und sich aufrechterhalte, fühlte das Geringe seines Wesens in diesem Augenblick. Er hatte reden gehört, früher einmal, von Größe und Unnahbarkeit, dann aber verläßt, denn trat er näher, siehe, das Scheinbare gesellte sich ihm zu wie ein Gleiches und verlor alles, womit es betrog. Hier aber wurde sein verärgertes Fühlen wach. Der Fühlende ist ein Erkennender

zugleich, und so erkannte er sich gegenüber den Einzelnen als den Gelesenen und Gesuchten seit langem in seiner Tiefe. Der Viele aber, obwohl er verlernt hatte, einer Verehrung Ausdruck zu geben, weil niemals zuvor ihm einer begegnet war, dem solches Zeichen gebühre, sentte sein Haupt und neigte sich vor dem Einzelnen.

„Ich habe gewußt, daß du kommen würdest zu mir an einem Abend, wenn dich die Kraft des Morgens verlassen hat. Daß du den Weg zu dem Berge fandest und zu mir, der ich Vorstufe nur bin diesem Gipfel, war der Gott in dir, noch gegen Fäulnis gesetzt.“

„Ich bin der Viele, über den Not gekommen ist, Elend und Siechtum. Was ich erkannt gegen das Kranke, heilt nicht und mehrt nur das Übel. Alle Pfähle, die ich einrammte, meinen Bau zu stützen, verfehlten die Tiefe und stürzten wider mich ein. Klage erfüllt unsere Gassen und ein Wehgeschrei erhebt sich. Wir gehen unter.“

Der Einzelne erhörte, was der Viele mit gequälten Worten ihm sprach. Der Viele folgte dem gegebenen Wort, ließ sich nieder auf einem Stumpfe Holz, ehrfürchtig dem Einzelnen zugewendet. Das Haupt erhoben, den Blick in die Ferne gerichtet, sprach der Einzelne:

„Auch dein Geschlecht hat einmal zugehört dem meinen, dem des Einzelnen. Du warst groß und stark und wuchstest aus deinem dir bedingten Boden mit Baum und Korn. Der Geruch des Windes und des Regens war deinem Atem verwandt. Du schöpfst dein Werk mit der Kraft deiner Hände und hattest Freude an deinem Schöpftum. Du hattest Hang zu Erde, Tier und Heim. Aber falscher Odem trieb dir zu und machte zur Wirtis dein Werden. Falscher Odem umwehte den Gott deiner Wälder und trieb aus den Geist deines Baues. Falscher Odem schleierte deinen Blick. Gab dir ein Spiel für deinen Kampf. Ein weiches Pfühl für dein hartes Holz. Entzieh deinen Händen die Schwere ihres täglichen Tuns und Schweiß troff spärlicher aus deiner Haut. Handwerk wurde Triebwerk. Und Triebwerk forderte Betreiber und Betrieb. Du verlorst deine Nähe und verlorest dich im Übermaße. Dein Ungeist aber jubelte „Freiheit“.

Aus Werten wurdet ihr Treiber. Aus Einzelnen wurdet ihr Viele. Der Einzelne aber, der Treue gehalten hatte zu Erde, Tier, Heim und Geist schritt einsam durch eure Vielheit. Nach den alten Gelesen ewigen Wachstums erstanden euch da und dort Einzelne und ihr nanntet sie Große, weil ihr fühlte, wie ihr Wachstum über euch hinausging. Aber auch diese noch risset ihr aus ihrer Einsamkeit in eure Vielheit hinab und zerrtet sie auf den Markt eures Betriebes. Du aber machtest zu deinem Gott all dein Triebwerk und alle deine Vergänglichkeiten. Schon das Anheben eines Sturmes macht ihn schwankend in dir. Den Gott der Ewigkeit, der ist in Wasser und Erde, Licht und Luft, lästerte deine Zunge und der Ungeist aus dir. So wurde fremd, was Eigenes war. Herr über dich liehest du werden das Gemachte und nicht das von Anbeginn Seiende in seinem ewigen Warten.

Die Not, die du schreist, ist aus dir.

Es bersten die Berge nicht, Erdgrund tut sich nicht auf, die Wasser fließen in ihrer Zeile. Dein Korn rauscht. Blüten verschwinden ihre Schönheit an dich. Nichts ist, was nicht von Anbeginn geblieben wäre in seiner Grenze. Du aber wolltest deine Grenzen übersteigen. Dein Ungeist verstand nicht die „Freiheit im ewigen Geleht“ und schrie „Freiheit aus mir“. Die Not, die du schreist, ist nur in dir allein und aus dir allein. So kannst du nicht Himmel und Erde deinen Jörn antun noch Jrgendeinem außer dir.

Warum kamest du den Weg geschritten und liehest hinter dir deine Umgebungen alle? Warum wendest du dich ab, du Vieler von den Vielen und findest den Einzelnen? Weil die Vielheit deinen Atem erstikte und das Aeregene deine Woge verschob. Weil der Erkennende schon nicht mehr Vieler ist, sondern der Einzelne. Der Einzelne ist immer der erste und Einsame. Der Einsame aber wird einen langen Weg schreiten zu einem Zweiten hin. So wird Zweifamkeit von Einzelnen und die Gemeinschaft. Im Lande da stehen die Einsamen, Zweifamen, Dreifamen — die Einzelnen. Dazwischen sind die Vielen, Kraft suchend und Leite bei den Einzelnen. Denn immer wird sein Einzahl und Vielzahl. Die Einzähl gibt aber erst Wertung der Zahl.“

Der Einzelne erhob sich und wies dem Vielen den kommenden Morgen. „Erkennender heiße ich dich von dieser Stunde an. Gehe deinen Weg. Weißender nur kann ich dir sein. Das ewige „Ich Bin“ umrausche deine Höhen und Tiefen. Du wirst kommen zu dem dir zubesetzten Berge, darauf du stehen sollst und auf deiner Stirn wird sichtbar sein das Zeichen „Der Einzelne“. Und auch zu dir wird kommen an einem Abend der Viele mit seinen Müdigkeiten. Dann weise ihn, wie ich dich gewiesen, über den Morgen seinem Berge hin. Uns aber bindet das Gemeinsame unserer Einzelheit, das über uns steht, der höchste Gipfel „Ich Bin“.“

Till Eulenspiegel trifft einen alten Freund.

Eine gar lustige Historie.

Von Ernst Wiener.

Till Eulenspiegel war wieder einmal auf Wanderschaft, und seine Taschen waren — wie schon oft — schlaff und leer. So zog er und mit ihm sein Gefelle, der des gleichen Weges ging, die Straße einher. Die Zeiten waren schlecht. Kriegsnot und Brandschakungen hatten die Bauern mißtrauisch und unwillig gemacht. Nur selten öffnete sich eine freundliche Hand, um den Bittenden eine lärgliche Mahlzeit zu reichen.

Da aber kein Mensch auf die Dauer zusehen mochte, wie der blaue Rauch aus den Essen Mahlzeiten nur für andere anzeigt, hielten die beiden Wanderer eifrig Ausschau nach einer Möglichkeit, ihre Mägen wieder einmal ordentlich mit guten Sachen auszufüllen. In der Nähe eines Dorfes, das sich behaglich am Waldbrand ausdehnte, arbeiteten sie ihren Plan aus. Sie pumpten und wuschen sich, so gut sie konnten, und dann zog Tills Begleiter allein davon, suchte das Dorfweirshaus auf und bestellte einen Humpen Bier.

Nicht lange nach ihm betrat auch Till die Gaststube, setzte sich an einen anderen Tisch und ließ sich ein bescheidenes Mahl bringen. Nach einiger Zeit sah er, wie zufällig, nach seinem Freund hinüber und begann sichtlich zu staunen und zu überlegen. Schließlich winkte er den Wirt heran.

„Sag doch einmal, Herr Wirt, wer ist denn der Mann, der dort drüben bei seinem Biere sitzt?“

Der Wirt blickte nun gleichfalls aufmerksam hin, dachte nach, wer der Mann wohl sein könnte, wußte aber keine Auskunft.

„So eine Ähnlichkeit! — murmelte Till halb für sich — so eine Ähnlichkeit! Ich gäb was drum, wenn ich wüßte, wer er ist. Ich will euch nämlich sagen, Wirt, daß ich vor vielen Jahren einen Freund hatte, der mir lieber war als ein Bruder. Als Buben sind wir zusammen aufgewachsen. Dann gingen wir beide in die Fremde, jeder seinen Weg, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Das wäre eine Freude, wenn uns der Zufall hier wieder zusammenführte!“

Der Wirt fragt auch die anderen Gäste, ob ihnen der fremde Mann bekannt sei. Niemand kannte ihn. Indessen erregte die Geschichte von den beiden Jugendfreunden allgemeine Aufmerksamkeit. Eulenspiegel lugte immer wieder nach dem stillen Gast in der anderen Ecke. Durch Kopfschütteln, Seufzen und andere Zeichen seine innere Spannung kundgebend. Schließlich konnte er nicht länger an sich halten. Er stand auf, ging durch die Stube und klopfte dem Fremden auf die Schulter.

„Heda, jagt mir, seid ihr nicht der und der von da und da?“

„Ja, der bin ich.“

„Ei nun, da kennt ihr doch den Till, mit dem zusammen ihr als Bub die tollsten Streiche gemacht habt.“

„Gewiß kenne ich ihn. Aber wer weiß, wo er jetzt steht. Hab schon lange nichts mehr von ihm gehört. Möchte ihn wohl gleich mal wiedersehen.“

„Freund, das könnt ihr. Ich bin Till!“

Ja, nun erkannte auch der Jugendfreund seinen alten Kameraden. Und es gab eine Wiedersehenszene, daß der Wirt und die anwesenden Bauern Freude und Nahrung nicht unterdrücken konnten.

Als Till sein seelisches Gleichgewicht wieder gefunden hatte, rief er:

„Unser Wiedersehen müssen wir feiern. Komm an meinen Tisch, und ihr, Herr Wirt, bringt einen anständigen Braten und den besten Wein, den ihr im Keller habt.“

Und dann begann ein fröhliches Tafeln, das gewürzt wurde durch den Austausch lieber alter Jugenderinnerungen. Rührende und lustige Geschichten wurden da ausgegraben, und alle Gäste, die sich bald an den Tisch der Beiden setzten, gerieten in die freudigste Stimmung.

Schließlich wurde es Abend, und Till erklärte, weiter gehen zu müssen. Auch sein Freund wollte sich wieder auf die Strümpfe machen. Till rief also den Wirt:

„Was macht die Beche. Ich zahle alles.“

„Aber der Freund fuhr dazwischen:

„Was fällt dir ein! Die Beche bezahle ich. Ich werde niemals zulassen, daß du auch nur einen Heller hier aus deiner Tasche gibst.“

So gerieten die Beiden in einen freundschaftlichen Streit, dem die Anwesenden voller Nahrung über soviel Edelmut und Spannung auf den Ausgang folgten. Da machte Till einen Vorschlag:

„Also höre, alter Freund. Wir wollen die Sache in einer Weise erledigen, mit der du einverstanden sein wirst. Als Buben sind wir oft zusammen um die Wette gelaufen. Sehen wir, wer heute der Schnellste ist. Wer verliert, muß zahlen. Der Wirt soll Schiedsrichter sein.“

Der Freund war einverstanden, und der Wirt und die Bauern,

die sich noch einen Hauptpaß zum Abschluß des vergnügten Nachmittags versprochen, waren es auch. Man ging also vor das Haus. Der Wirt bezeichnete einen Baum am Ende der Straße als Ziel und gab das Zeichen. Auf sein „Los“ trabten die Läufer davon. Erst bedächtig, dann schneller, angefeuert von den Zurufen der Zurückbleibenden, die sich vor Vergnügen den Bauch hielten.

An dem als Ziel bezeichneten Baum kamen sie fast gleichzeitig an. Und dann geschah das Überraschende. Keiner von beiden lehrte um, zu hören, wen der Wirt als Sieger ausrufen würde. Till winkte nur einmal freundlich zum Abschied. Dann verschwanden sie um die nächste Hausecke im abenddunklen Wald auf Nimmerwiedersehen.

Wußten Sie das schon?

Von den Schülern der staatlichen Flieger Schule in Russland sind 20 Prozent Frauen.

Von der Mole in Southend on Sea fallen so viele Leute ins Wasser, deren Kleider dann am Pier getrocknet werden müssen, daß in Zukunft eine Gebühr für das Trocknen erhoben werden soll.

Gelehrte behaupten, daß mit jeder neuen Generation jetzt eine Vergrößerung der Ohren festzustellen und daß diese Erscheinung darauf zurückzuführen sei, daß das menschliche Ohr gezwungen werde, wesentlich mehr Geräusche aufzunehmen und daß die Natur deshalb den Menschen mit den geeigneten Hilfsmitteln ausrüste.

Ein Italiener, Umberto Gabbi, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Lebensgewohnheiten der Hundertjährigen zu studieren und statistisch zu erfassen, um das Geheimnis ihrer Langlebigkeit zu ergründen. Er fand, daß die meisten von ihnen auf dem Lande leben. Sie sind Vegetarier, Nichtraucher und trinken keinen Alkohol. Keiner von ihnen hat je einer politischen Partei angehört. Im Gegensatz dazu hat ein Mann in Southampton, der soeben seinen 100. Geburtstag begangen hat, das Rezept seiner Langlebigkeit angegeben, das darin bestand, daß man alles essen soll, was einem schmeckt, daß man ruhig Bier trinken und rauchen kann, daß man sich aber nicht aufregen und ärgern darf.

Alle bekannten Kulturvölker des Altertums haben bereits Weizen angebaut. Die Ägypter glaubten, daß die Göttin Isis ihnen den Weizen als Gabe geschenkt habe, die Griechen glaubten dasselbe von Ceres. Die Chinesen bauten mindestens 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung schon Weizen. Die ältesten Weizenfunde wurden in einem Ziegelstein der Dashur-Pyramide gemacht, die mehr als 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung errichtet wurde. Unter den Ägyptern galt der Weizen als heilig, und den Leichen wurde Weizen mit in die Grabkammer gegeben. Als Ursprungsland des Weizens sieht man aber Mesopotamien an. Von hier soll der Weizen seinen Siegeszug durch die Welt antreten haben.

In Amerika gibt es 5 Millionen kinderlose Ehen, in Deutschland 4 Millionen, in Großbritannien und Frankreich je 2 Millionen.

Mit den Ziffern 1 und 2 kann man zwei Zahlen bilden, nämlich 12 und 21. Mit den Ziffern 1, 2 und 3 kann man schon sechs Zahlen bilden: 123, 132, 231, 213, 321 und 312. Mit den Ziffern 1, 2, 3 und 4 kann man bereits 24 Zahlen bilden; die kleinste ist 1234, die größte 4321. Die Ziffern 1 bis 5 ergeben schon 120 Zahlen und die Ziffern 1 bis 6 720 Zahlen usw. Die Steigerung ist so ungeheuerlich, daß man schon mit 10 Ziffern durch Umstellung 3 628 000 Zahlen bilden kann. Wieviel Zahlen man bilden kann, läßt sich errechnen, indem man zum Beispiel bei 2 Ziffern 1 mal 2, bei 3 Ziffern 1 mal 2 mal 3, bei 4 Ziffern 1 mal 2 mal 3 mal 4 usw. rechnet.

Die Kurden, das Bergvolk Vorderasiens, beherrschten seit Urzeiten die Fertigkeit, mit Hilfe der Finger alle Zahlen unter zehn multiplizieren zu können. Es wird angenommen, daß sie seinerzeit die Kunst, die Hände als Rechenmaschine zu benutzen, von den Römern gelernt haben, die selber dann dieses Können völlig vergaßen.

Den Rekord der Riesen schlägt augenblicklich der aus Texas gebürtige Jake Garle, der 2 Meter 65 Zentimeter groß und so kräftig ist, daß er in keinem der modernen Verkehrsmittel Platz findet.